

## Auslandsgermanistik als Kulturwissenschaft

Naoji Kimura  
(Tokyo/Regensburg)

**Abstrakt:** Im März 2004 erschien ein Zeitungsartikel von Konrad Schuller mit dem Titel „Wann stirbt das Deutsche aus? Sparkurs nimmt der Sprache Chancen“. Es ging dabei um die Stellung des Deutschen in Osteuropa, das neben dem Englischen als der bedeutendsten Weltsprache von heute weiterhin gefördert werden sollte. Das gleiche läßt sich ebenfalls im Hinblick auf Ostasien sagen, zumal Deutsch mittlerweile sich als lingua franca in China, Korea und Japan erwiesen hat. Germanistik wurde bekanntlich in Europa als eine der Nationalphilologien zumeist auf sprach- und/ oder literaturwissenschaftlicher Grundlage betrieben. Seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts trat zwar eine kulturwissenschaftliche Wende durch die sogenannte interkulturelle Germanistik ein. Aber die deutschsprachige Germanistik sollte grundsätzlich Philologie bleiben, während sich die Auslandsgermanistik zur Kulturwissenschaft zu entwickeln hat. Ihre Arbeit beginnt üblicherweise mit der Übersetzung, die gleichsam der Editionsphilologie im deutschen Sprachraum entspricht. Daß die ostasiatischen Germanisten nicht streng philologisch, sondern kulturwissenschaftlich arbeiten müssen, ist sicherlich eine Schwäche als Nicht-Muttersprachler. Aber sie haben auch einen großen Vorteil, indem sie mehr oder weniger mit der Kulturtradition in Ostasien vertraut sind und so globale Vergleichsmöglichkeiten von Ost und West haben.

In der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 14. März 2004 erschien unter der Rubrik Politik ein schockierender Artikel „Wann stirbt das Deutsche aus? Sparkurs nimmt der Sprache Chancen“. Der Verfasser Konrad Schuller wurde dazu veranlaßt, weil der deutsche Bundesaußenminister Joschka Fischer am 3. März 2004 im Kulturausschuß des Bundestages verkündet hatte, die kommenden Mittelkürzungen bei der auswärtigen Sprach- und Kulturpolitik würden nicht nur „ins Fleisch“ gehen, sondern „ins Mark“. Der Ausdruck „bis in Knochen und Fleisch durchdringen“ befindet sich im chinesischen Schriftzeichen wörtlich auch im Japanischen, Koreanischen und Chinesischen, so daß die damit gemeinte krisenhafte Situation der deutschen Sprache von heute für mich gut nachvollziehbar ist.

Die Prognose fällt leider sehr schlecht aus. Nach einem Zitat zum Schluß sieht ein deutscher Sprachwissenschaftler (Rudolf Hoberg) Überlebenschancen für die eigene Muttersprache allenfalls im Inland: „Daheim, beim Abendbrot werden auch unsere Ururenkel mit ihren Kindern weiter deutsch reden. Nur unsere Vorlesungen, die werden wir dann wohl auf englisch halten müssen.“ Der letztere Satz ist offensichtlich im Hinblick auf den globalen Vereinheitlichungsdruck und den fulminanten Vormarsch des Englischen in Handel, Wissenschaft und Massenmedien gesagt. So heißt es in erstaunlicher Weise: „Immer mehr Universitäten in Deutschland können Fachleute und Studenten aus aller Welt nur noch zu sich locken, wenn sie Veranstaltungen auf englisch anbieten. Auf immer mehr Gebieten hat das Deutsche seine schöpferische Kraft verloren.“ Mit der „schöpferischen Kraft“ ist die sprachliche Kreativität, neue Fachbegriffe wie bei Max Weber, Albert Einstein oder Sigmund Freud bilden zu können, gemeint.

Der erstere Satz impliziert etwas ironisch, daß das Deutsche dadurch wohl nicht verschwindet, aber in seinem Geltungsbereich stark reduziert werden wird. Wenn also der Sparkurs bleibt, scheint nur noch die bescheidene Hoffnung zu bestehen, daß es nach dem desaströsen Einbruch des Russischen als *Lingua franca* des Ostens nunmehr als „Französisch des Ostens“ avanciert, „wo das Deutsche auf den zweiten Platz kommen kann.“ Näher erläutert besagt der Sachverhalt: „Auch hier wird zwar niemand dem Englischen den ersten Rang streitig machen können. In den meisten Reformländern des Ostens aber hat das Deutsche – Lenin zufolge schon immer die einzige slawische Sprache, die alle Slawen verstehen – eine reelle Chance auf den zweiten Platz.“

Mit dem Osten ist freilich nicht Ostasien, sondern ausschließlich Osteuropa gemeint. Bei der genannten Krise geht es eigentlich nicht um die deutsche Sprache als solche, die etwa aussterben könnte, sondern vielmehr um eine Kulturpolitik, die durch eine drastische Sparmaßnahme die Sprachvermittlung im Ausland gefährdet. Insofern bildet der besorgniserregende Artikel in der F.A.Z. für die ostasiatischen Germanisten nur einen Anhaltspunkt dafür, über die Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur weitere Betrachtungen anzustellen. Aber die Zweideutigkeit des Wortes „Osten“ kommt mir diesmal sehr gelegen. Denn was dort gesagt wird, läßt sich analog und zutreffend auf Ostasien anwenden.

Zunächst soll daran festgehalten werden, daß das Deutsche trotz allem zu den lebensfähigsten Sprachen der Welt gehört, wie sie von Konrad Schuller folgendermaßen charakterisiert werden: „Hundert Millionen Sprecher, hinreichend Familien, deren Kinder die alte Muttersprache noch lernen, ein reicher Schatz an verschrifteten Sprachdenkmälern und respektable Wirtschaftskraft, das alles sind Kennzeichen derjenigen Sprachen, die den Kollaps des 21. Jahrhunderts wohl überleben werden.“ Gerade deshalb bemühen sich ja seit Jahrzehnten hunderttausende Studierende und Dozenten in

Ostasien, das Deutsche als effiziente Fremdsprache zu erlernen und mittels dieser Sprache mannigfaltige Ziele in Forschung und Beruf zu verfolgen. Es gilt nicht nur traditionsgemäß als akademische Sprache wie Latein in Ostasien, sondern hat sich mittlerweile auch zumindest unter Germanisten als Lingua franca Ostasiens erwiesen. Sonst würde ein solches Symposium wie das unsere nicht zustande kommen. Im folgenden soll jedoch vorwiegend von den „verschrifteten Sprachdenkmälern“ gesprochen werden, wenngleich „respektable Wirtschaftskraft“ der deutschen Sprache in China eine viel größere Rolle spielt als in Japan oder Korea.

Germanistik, die sich wissenschaftlich mit deutschen Sprachdenkmälern beschäftigt, wurde bekanntlich in Europa als eine der Nationalphilologien zumeist auf sprach- und/oder literaturwissenschaftlicher Grundlage betrieben. Die philologische und hermeneutische Grundlage der Germanistik ist aber seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts immer wieder in Frage gestellt worden. Vor allem wurde sie als Textwissenschaft um ihre gesellschaftlichen Kontexte erweitert, so daß ihr hergebrachter Gegenstandsbereich durch die sogenannten sozialgeschichtlichen Methoden weitgehend überschritten war. Daneben kam die rezeptionsgeschichtliche Betrachtungsweise auf und wurde besonders durch Auslandsgermanisten dankbar praktiziert. Aber in den siebziger Jahren erschütterte die sogenannte linguistische Wende ihre unangefochtene Stellung. Was man früher im Rahmen der Sprachphilosophie nachgedacht hatte, wurde fortan als moderne Linguistik etwas empirischer betrieben, und die historische Sprachwissenschaft drohte vernachlässigt zu werden.

Daher wird der Hintergrund der bisherigen Methodendebatten in Deutschland z.B. von Markus Fauser wie folgt umschrieben: „Mit der Erkenntnis von der Sprache als einer unhintergehbaren Bedingung des Denkens ließ sich die Linguistik als Königin der Wissenschaften feiern und bewies, dass sprachliche Kategorien auch für das wissenschaftliche Denken essentiell sind. Sämtliche Ordnungen des Wissens, das ist seither unbestritten, besonders natürlich das überlieferte historische Wissen, sind sprachlich vermittelt und existieren nur in dieser Form. Das erklärt auch den Erfolg des Poststrukturalismus und der Dekonstruktion in den achtziger Jahren, die bis in kleinste Textverfahren hinein die Rhetorizität der Kommunikation nachwiesen.“<sup>1</sup>

Japanische Germanisten der jüngeren Generation sind bis heute noch von dieser angeblich neuen Methode sehr eingenommen, während ich ein alter, in ihren Augen vielleicht obsoleter Goethephilologe mit ideologiekritischem Einschlag geblieben bin. Ich habe doch Germanistik noch vor 1968 in

---

<sup>1</sup> Markus Fauser, Einführung in die Kulturwissenschaft. Darmstadt 2003, S. 7. Über die Vorgeschichte vgl. Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. von Jürgen Kolbe. München 1969.

München studiert. Aber schon seit den neunziger Jahren ist wieder eine neue Wende in der deutschen Germanistik bemerkbar. Verunsichert durch verschiedene Reformprogramme suchte man nach den tatsächlich innovativen Konzepten sowie ihren fachlichen Umsetzungen und hat sie endlich in den sogenannten Kulturwissenschaften gefunden. Der Begriff Kulturwissenschaft scheint zur Zeit an den deutschen Universitäten wirklich einen ungewöhnlichen Reiz auszuüben, obwohl er sich meiner Meinung nach nicht wesentlich von der Kulturphilosophie in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts unterscheidet. Damals war man angesichts des Wertezersfalls nach der Jahrhundertwende vor die Aufgabe gestellt, den Begriff der Kultur erneut zu überdenken. Das Neue an der heutigen Kulturwissenschaft besteht allerdings wie bei der Linguistik in der mehr empirischen Verfahrensweise, wie es in der bevorzugten Pluralform angedeutet wird.

Gefördert wurde die kulturwissenschaftliche Wende wohl insbesondere durch die sogenannte interkulturelle Germanistik. Die von Alois Wierlacher ins Leben gerufene „Sommerkonferenz Deutsch als Fremdsprache“, die im Juli 1984 zum vierten Male in Karlsruhe stattgefunden hatte, führte zur Gründung einer „Gesellschaft für interkulturelle Germanistik“ (GIG), ein Ergebnis, das über das Fach Deutsch als Fremdsprache hinaus Bedeutung gewinnen sollte.<sup>2</sup> Nach den Mitteilungen *IJK-Bayreuth* (Heft 1/ August 1996) hat dann die Universität Bayreuth 1986 als erste deutsche Universität ein Fachstudium Deutsch als Fremdsprache eingerichtet, das als Interkulturelle Germanistik konturiert ist. Dabei waren mehrere Tendenzen wirksam. Zum einen war man sich einer immer deutlicher hervortretenden wechselseitigen Abhängigkeit der Kulturen in Ost und West bewußt. Zum anderen verband sich das Bewußtsein dennoch mit dem Bedürfnis nach kultureller Eigenständigkeit und Vielfalt in den einzelnen Regionen. Hier ergaben sich für die traditionellen Geisteswissenschaften, also auch für die Germanistik neue Aufgabenfelder. Zudem bemühte sich die Auslands- bzw. Fremdsprachen-germanistik schon lange um ein neues Selbstverständnis. Im Fach Deutsch als Fremdsprachenphilologie deutete sich ebenfalls eine Umorientierung nach der landeskundlichen Sprachvermittlung an. Schließlich wurden in der

---

<sup>2</sup> Nach der Satzung der GIG versteht sich die interkulturelle Germanistik „als Teil einer angewandten Kulturwissenschaft“. Zum Verständnis dieses Wissenschaftsbegriffs in Ostasien vgl. Wilhelm Vosskamp, *Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften: Versuch einer Bestandsaufnahme*. In: *Asiatische Germanistentagung 1997. Literatur im multimedialen Zeitalter. Neue Perspektiven der Germanistik in Asien*. 2 Bde. Koreanische Gesellschaft für Germanistik. Seoul 1998. Dokumentationen Band 1, S. 74-93. Vgl. ferner Sun-Mi Tak, *Germanistik als Cultural Studies: Versuch einer transkulturellen literaturwissenschaftlichen Frauenforschung*, ebenda in Band 2, S. 388-404.

Muttersprachen- oder Inlandsgermanistik Wege zu einer „Germanistik als Kulturwissenschaft“ gesucht.<sup>3</sup>

Auf Ziele, Aufgaben und Grundlagen der auf diese Weise an der Universität Bayreuth etablierten interkulturellen Germanistik brauche ich hier nicht näher einzugehen, da sie im Grunde von deutscher Perspektive aus konzipiert sind, wie Alois Wierlacher seinerzeit in einem Verlagsprospekt formuliert hat: „Als ‚Interkulturelle Germanistik‘ bezeichne ich eine Wissenschaft vom Deutschen und von deutschsprachigen Kulturen, die von der Kulturgebundenheit aller germanistischen Arbeit in Forschung und Lehre ausgeht und sich als Teil eines interkulturellen Dialogs versteht“. Sie stellt sozusagen eine Überbrückung zwischen traditioneller Germanistik und modernen Kulturwissenschaften dar. Aber die folgende freundliche Bemerkung seines Mitstreiters Bernd Thum ermunterte mich zum Beziehen meiner eigenen Position: „Germanistik wird in vielen Ländern der Welt betrieben, von muttersprachigen und fremdsprachigen Germanisten. Es liegt auf der Hand, daß die Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis, das Frageinteresse und die Zielsetzungen im Unterricht nicht weltweit die gleichen sein können, wenn diese Wissenschaft die gesellschaftlich-kulturellen Bedingungen ihres Landes reflektiert und die berechtigten Forderungen nach einer ‚adressatenbezogenen‘ Wissenschaft berücksichtigt.“<sup>4</sup>

So habe ich mir einmal erlaubt, zu behaupten, daß die deutschsprachige Germanistik grundsätzlich Philologie bleiben sollte, während die Auslandsgermanistik sich fast notgedrungen zur Kulturwissenschaft entwickeln muß, spricht man doch neuerdings in den deutschen Fachkreisen von Rephilologisierung der Germanistik. Ich habe zwar philologisch meine akademische Laufbahn angefangen, aber offen gestanden arbeite ich auch als Germanist seit Jahren kulturwissenschaftlich. In den letzten drei Jahren habe ich außerdem an der Universität Regensburg japanische Sprache und Kultur unterrichtet, auch wenn ich von Haus aus kein Fachjapanologe bin. Ich bilde mir dennoch ein, daß es sich gerade als interkulturell erweisen würde, wenn ein japanischer Germanist versucht, den deutschen Studenten japanische Sprache und Kultur auf deutsch näher zu bringen. Ich gebe dabei natürlich auch Unterricht für chinesische Schriftzeichen Kanji, da sie einen wesentlichen Bestandteil der japanischen Sprache bilden.<sup>5</sup>

Daß wir ostasiatische Germanisten nicht streng philologisch, sondern kulturwissenschaftlich arbeiten müssen, ist sicherlich unsere Schwäche, zumal wir das Deutsche nie wie deutschsprachige Germanisten beherrschen

---

<sup>3</sup> Näheres vgl. Bernd Thum, Auf dem Wege zu einer interkulturellen Germanistik. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Band 11. München 1985, S. 329-341.

<sup>4</sup> Ebenda S. 340.

<sup>5</sup> Näheres vgl. Naoji Kimura, Der "Ferne Westen" Japan. Zehn Kapitel über Mythos und Geschichte Japans. St. Ingbert 2003, 1. Kap.: Die chinesischen Schriftzeichen als das kulturelle Band in Ostasien, S. 27-39.

können. Aber wir haben auch einen großen Vorteil, indem wir mehr oder weniger mit der Kulturtradition in Ostasien vertraut sind und so globale Vergleichsmöglichkeiten von Ost und West haben. Ich befürworte es gern, wenn Bernd Thum im Anschluß an das obige Zitat schreibt: „Eine interkulturell interessierte ‚Inlandsgermanistik‘ hat also die Verfahren, Themen und Zielsetzungen zur Kenntnis zu nehmen und weiterzuvermitteln, die sich die Auslandsgermanisten erarbeiten, wenn sie sich mit ihren jeweils eigenen kulturellen Bedingungen und den für sie fremden deutschsprachigen Kulturen auseinandersetzen. Dies wäre eine Bereicherung gerade auch für die Deutung der deutschen Literatur, die sich so in ihrem verborgenen Sinngehalt immer mehr erschließt.“ Aber aus sprachlichen Gründen werden ihre Leistungen zu einem guten Teil von den deutschsprachigen Germanisten nicht wahrgenommen.

In der Tat beschäftigt man sich in Ostasien, besonders in Japan, als Germanist von Anfang an nicht nur mit der deutschen Sprache und Literatur, sondern auch mit vielen anderen Bereichen der deutschsprachigen Kultur, also von Kunst und Musik über Philosophie, Jura, Soziologie und Religion bis zur Medizin-, Kultur- oder Sozialgeschichte. Deshalb ist die Auslandsgermanistik zumindest in Ostasien mit Recht nicht so sehr als Philologie im strengen Sinne, sondern eher als Kulturwissenschaften im Sinne von „cultural studies“ anzusprechen. Ihre fachwissenschaftliche Arbeit beginnt üblicherweise mit der Übersetzung, die schon eine Menge geschichtlicher, landeskundlicher und soziologisch-mentalitätshistorischer Kenntnisse über die deutschsprachigen Länder voraussetzt. Sie findet ihren interkulturellen Status zunehmend dadurch, daß vermehrt interdisziplinäre, vor allem kulturwissenschaftliche Aspekte einbezogen werden. Durch so verschiedenartige Übersetzungen ins Japanische, Koreanische oder Chinesische wird die internationale Germanistik zweifellos mannigfaltiger und erhält wohl auch manche Anregungen für ihre Weiterorientierung.

Wissenschaftsgeschichtlich spielten dabei die japanischen Germanisten eine vermittelnde Zubringerrolle für den internen germanistischen und ästhetisch-literarischen Kulturaustausch in Ostasien, da die japanische Germanistik schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an den Staatsuniversitäten und an einigen Privatuniversitäten wie Waseda etabliert worden ist. Wenn sie über die Übersetzungstätigkeit hinaus ihre eigenen Ansichten über die an sich fremde deutschsprachige Kultur mit chinesischen und koreanischen Kollegen zusammen in deutscher Sprache artikulieren würden, wäre es im Zeitalter der beschleunigten Kulturbegegnung ein bedeutender Beitrag zur ost-westlichen Verständigung. Das chinesischesch-deutsche Jahrbuch für Sprache, Literatur und Kultur, *Literaturstraße* gilt in dieser Hinsicht als einer der wichtigsten Meilensteine auf dem Weg dazu. Sollte die deutsche Literaturgeschichte durch unschöpferische Methodende-

batten in den letzten Jahrzehnten in die Sackgasse geraten sein, so müssten die Auslandsgermanisten in Ostasien sie zu durchbrechen versuchen.

Eine interkulturelle Germanistik aus ostasiatischer Perspektive könnte in indirekter Weise auch eine gegenwartsbezogene Ostasienwissenschaft darstellen, da die ostasiatischen bzw. spezifisch japanischen, koreanischen oder chinesischen Bezugspunkte vielfach zum Vergleich herangezogen werden würden. Während die eigentliche Ostasienwissenschaft, die die fernöstliche Kulturtradition überhaupt zu erforschen hat, sich je nach dem Kulturkreis in die Sinologie, Koreanistik oder Japanologie gliedert, könnte sie durch eine Einbindung in die deutschsprachige Germanistik wieder zu einer allgemeinen Kulturwissenschaft integriert werden. Aber wenn ich mich recht entsinne, war die kulturwissenschaftliche Wende in der japanischen Germanistik bis zum Beginn der neunziger Jahre theoretisch bzw. methodisch noch wenig erkennbar. Sie bemühte sich vielmehr, gänzlich nach dem Vorbild der deutschen Germanistik literaturwissenschaftlich und linguistisch zu arbeiten. Als ich im Sommersemester 1997 erstmals Gastprofessor der Germanistik in Regensburg war, wurde so im Institut für Germanistik unter Moderation meines Betreuers Hans Joachim Kreutzer eine Gesprächsrunde mit Gerhard Schulz, Melbourne, Walter Hinderer, Princeton, und mir veranstaltet, und das von deutscher Seite aufgestellte Rahmenthema lautete noch klassisch-orthodox: „Was heißt und zu welchem Ende lehrt man Germanistik?“

Die Formulierung erinnerte mich sogleich an die Antrittsvorlesung des Geschichtsprofessors Friedrich Schiller: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ So großartig konnte ich selbstverständlich als Auslandsgermanist doch nicht reden. Um die erste Frage in dem vorgegebenen zweigliedrigen Thema: „Was heißt, daß man Germanistik lehrt?“ immerhin zu beantworten, hatte ich zunächst im Hinblick auf Japan, Korea und China eine gewisse Begriffsbestimmung der Germanistik vorzunehmen,<sup>6</sup> wobei auch die Professoren und Studenten in ihrer Einstellung

---

<sup>6</sup> Vgl. im Hinblick auf Korea u.a. Kyu-Hwa Chung, 120 Jahre deutsch-koreanische Kulturbeziehungen; Do Won Yang, Die Entwicklungsgeschichte des Deutschunterrichts in Korea; Jeong-Jun Lee, Computerunterstützte Lehre und Forschung: Aufbau und Ausbau einer landesspezifischen Germanistik, in: Deutsche Literatur in Korea. Ein Beispiel für angewandte Interkulturalität. Festschrift für Bonghi Cha. Seoul 2000. Im Hinblick auf China u.a. Zhang Yushu, Traditionen und Perspektiven der Germanistik in China. In: Doitsu Bungaku. Heft 84, Tokyo 1990; Huang Guozhen, Die Germanistik in China. Eine Wissenschaftsdisziplin am Kreuzweg mit dem Blick in das 21. Jahrhundert. In: Asiatische Germanistentagung 1997. Literatur im multimedialen Zeitalter. Neue Perspektiven der Germanistik in Asien. 2 Bde. Koreanische Gesellschaft für Germanistik. Seoul 1998. Dokumentationen Band 1, S. 94-109; Zhao Dengrong, Neue Tendenzen im Germanistikstudium in China. In: Albert Raasch (Hg.), Deutsch und andere Fremdsprachen - international. Amsterdam 1999 S. 53-58; ders., Chinesische Germanistik nach der Erstellung neuer Curricula. In: DAAD Info DaF Nr. 6, 25. Jg.

und Eignung voneinander unterschieden werden mußten. Denn die Grundposition ist auf beiden Seiten anders. Während die Professoren nach dem akademischen Prinzip seit Wilhelm von Humboldt aus ihrer Forschung zu lehren haben, müssen die Studenten vor allem lernen, was die Professoren nach ihrem Ermessen als Lehrstoff an deutscher Sprache und Literatur anbieten.

In erster Linie mußte ich betonen, daß man in Ostasien unter Germanistik, wie gesagt, keine deutsche Philologie im traditionellen Sinne verstehen darf. Damit ist doch zumindest auf studentischer Seite im allgemeinen Deutschstudium gemeint, weil es sich dort vor allen Dingen um den Sprachunterricht für Deutsch als zweite Fremdsprache handelt und zusätzlich um den Literaturunterricht für diejenigen, die Deutsch als erste Fremdsprache gelernt haben. Die meisten lernen freilich Deutsch nur als zweite Fremdsprache neben dem Englischen als Hauptfremdsprache, und es sind verhältnismäßig wenige Studenten, die Deutsch als Hauptfremdsprache erlernen wollen. Der Begriff „Deutsch als Fremdsprache“ trifft also nicht ganz auf diese Art Deutschunterricht zu, obwohl auch in Japan schon lange nach einem erfolglosen Unterricht der Landeskunde davon die Rede ist. Japanisch wird übrigens in Regensburg wie Koreanisch und Chinesisch quasi als dritte Fremdsprache im Rahmen der sogenannten Studienbegleitenden Fremdsprachenausbildung unterrichtet.

Beachtenswert ist dabei, daß man in Japan nach dem Zweiten Weltkrieg grundsätzlich erst auf den Hochschulen anfängt, sowohl als zweite wie auch als erste Fremdsprache Deutsch oder Französisch zu lernen. Vor dem Krieg war es nach dem Muster der humanistischen Gymnasialtradition Deutschlands anders.<sup>7</sup> Guo Moruo oder Lu Xin haben in Japan zuerst Deutsch gelernt, um die deutsche Medizin studieren zu können. Japanische Oberschulen, in denen heutzutage Deutsch oder Französisch unterrichtet werden, sind Ausnahmen. Soweit ich weiß, ist aber an den koreanischen Oberschulen eine dieser Sprachen neben dem Japanischen ein obligatorisches Wahlfach. In China gibt es sogar Eliteschulen, in denen sechs Jahre lang, d.h. auf der Mittel- und Oberschule, durchgehend nicht nur Englisch, sondern auch Deutsch, Französisch oder Japanisch als Hauptfremdsprache unterrichtet

---

1998, S. 685-694; Huidie Jia, Bildlichkeit versus Sachlichkeit. Über eine typische Stilinferenz chinesischer Deutschlernender bei der Textproduktion. In: Hans-R. Fluck/Jürgen Gerbig (Hg.), *Spracherwerb Deutsch in Ost- und Zentralasien. Lehr- und Lerntradition im Wandel*. Tübingen 1999, S. 79-92. Als übrigens die Internationale Ausgabe von *Doitsu Bungaku*, Heft 9 erstmals im Herbst 2002 herauskam, enthielt Band 1 „Neue Beiträge zur Germanistik“ u.a. ein Rahmenthema: Überlegungen zu einer zukünftigen Germanistik in Asien.

<sup>7</sup> Über das japanische Schulsystem überhaupt vgl. Günther Haasch (Hg.), *Bildung und Erziehung in Japan. Ein Handbuch zur Geschichte, Philosophie, Politik und Organisation des japanischen Bildungswesens von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin 2000.

werden. Das ist der größte Vorteil für chinesische Studenten. Vor Jahren habe ich zwei solche Japanisch-Studentinnen in Tokyo betreut, und ihre Sprachfähigkeit war wirklich bewundernswürdig.

Koreanische Studenten können ebenfalls mehr oder weniger Deutsch oder Französisch, wenn sie auf der Universität mit der Germanistik oder Romanistik im engeren Sinne anfangen. Dagegen beginnen nach wie vor alle japanischen Studenten, auch diejenigen, die später Germanistik im Hauptfach studieren, erst auf der Universität Deutsch zu lernen. Nach amerikanischem Bildungssystem müssen sie in den ersten zwei Jahren verschiedene Fächer der sog. Humanities in der Undergraduate School absolviert haben, bevor sie das Studium des Hauptfachs aufnehmen. Auch besuchen sie normalerweise im Unterschied zu den deutschen Gymnasiasten mit 18 Jahren eine Universität bzw. Hochschule, nachdem sie eine meist schwere Aufnahmeprüfung bestanden haben. Fachhochschulen sind in Japan nicht so verbreitet wie in Deutschland. Institutionelle Differenzen zwischen dem japanischen und deutschen Bildungswesen sind nach dem Status quo so groß, daß ein akademischer Austausch auf studentischer Ebene faktisch unmöglich ist.

Das eigentliche Fachstudium setzt also in den japanischen Universitäten erst mit dem 3. Hochschuljahr ein - in Japan rechnet man nicht nach dem Semester, sondern nach dem Studienjahr - und endet im wörtlichen Sinne mit dem 4. Hochschuljahr. Was kann man aber in einem zweijährigen Fachstudium den Studenten von dem umfangreichen Fachbereich Germanistik beibringen? Während die Anglistikprofessoren in ihrem Literaturunterricht schon in den ersten zwei Jahren sofort mit dem Kolleg über Shakespeare, Whitman oder Hemingway anfangen können, müssen die Germanisten oder Romanisten versuchen, ihren Studenten so bald wie möglich einen Überblick über die deutsche oder französische Literaturgeschichte zu geben und sie in eine genaue Textlektüre sowie Interpretationslehre einzuführen. Diese Studenten haben aber gerade erst die Anfänge der deutschen oder französischen Grammatik gelernt und sind deshalb noch gar nicht imstande, literarische Texte verschiedener Epochen zu lesen oder gar zu verstehen.

Bei bedeutenden Dichtern oder Schriftstellern gibt es zwar genügend japanische Übersetzungen. Aber ohne Originaltexte in deutscher Sprache lesen zu können, kann man doch keine Germanistik im wissenschaftlichen Sinne betreiben. Die Studenten können noch nicht so gut Deutsch, aber die Professoren wollen mit ihnen gleich Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist, Stifter, Hofmannsthal, Rilke, Thomas Mann, Kafka u.a.m. lesen. Dabei ist im allgemeinen von einer Literaturdidaktik keine Rede, da ein literaturgeschichtlich ausgerichtetes Curriculum mit einer Leseliste praktisch undurchführbar ist. Von einer Sprachdidaktik im Deutschunterricht spricht man auch unter den japanischen Germanisten erst seit etwa zehn Jahren. Das erste Didaktik-Seminar für japanische Germanisten fand im August 1992

mit dem Thema „Deutschunterricht und Lerntheorie“ statt. Der Themenleiter Otmar Schießl wurde damals vom Goethe-Institut München nach Tokyo entsandt. Obwohl es bis heute fortgesetzt wird, ist der Nachholbedarf hier noch sehr groß. Wollten die Professoren über die Literatur hinaus kulturwissenschaftlich arbeiten, so müßte zunächst das Interesse der Studenten an deutscher Kultur geweckt werden.

In dem anschließenden Magister- und Doktorkurs, also in der Graduate School, wo relativ wenige Studenten weiterstudieren und trotz ihres meist literaturwissenschaftlich ausgerichteten Fachstudiums ein Lehramt in Deutsch anstreben müssen, ist die Situation nicht wesentlich anders. Die Professoren lehren ja das, was sie interessiert, z.B. ausschließlich Goethezeit mit Klassik und Romantik, Literatur der Jahrhundertwende oder Gegenwartsliteratur, manchmal sogar höfisches Epos, Barockromane oder meinetwegen Frühneuhochdeutsch, Lutherdeutsch usw. Der japanische Germanist hat einen guten Magen und hat alle Bereiche der deutschen Literaturgeschichte studiert und sich doch noch nie übergessen. Aber er lehrt nicht gerade das, was die Studenten für ihren künftigen Beruf als Deutschlehrer oder Dolmetscher brauchen. Literarisch interessierte Studenten wären jedoch ihrerseits mit lauter linguistischen Übungen und Sprachdidaktik auch nicht zufrieden.

Daraus entstehen natürlich schwierige pädagogische und fachwissenschaftliche Probleme. Zur Zeit ist ein Literaturunterricht in Fremdsprachen sowieso ein soziologisches Problem, weil er den Studenten keine Berufschancen mehr bietet. In China, wo die deutsche Industrie großartig investiert und auf gute Deutschkenntnisse der Germanistikstudenten angewiesen ist, kennt man diese Probleme noch nicht. Im übrigen absolviert man in Japan gewöhnlich den Doktorkurs der philosophischen Fakultät, ohne den Dokortitel zu erwerben. Das hängt wohl mit der fernöstlichen Tradition zusammen, daß ein Doktor der Literaturwissenschaft früher nicht nur gelehrt, sondern auch weise sein mußte, und weise konnte man leider nur im Alter durch Lebenserfahrungen werden. Es gab früher auch keine gelehrten Frauen, sondern weise Mütter, die wie die Mutter von Meng ihre Söhne gut zu erziehen wußten. Ich habe gehört, daß in ganz China nur wenige hochqualifizierte Germanistikprofessoren dazu berechtigt sind, den Dokortitel zu vergeben.

Die Frage nach der Auslandsgermanistik wird meist erst dann gestellt, wenn ausländische Germanistikstudenten nach Deutschland kommen und die deutsche Philologie im strengen Sinne studieren wollen oder müssen, um eine Magisterarbeit zu machen oder promovieren zu können. Denn diese ist in vielen Fällen anders als die Germanistik, die sie in ihrem Heimatland studiert haben. Auch wenn ein angehender Deutschlehrer in Deutschland etwa durch seine Doktorarbeit philologisch gründlich ausgebildet worden ist, muß er sich denn auch nach der Rückkehr meist der landesübli-

chen Wissenschaftstradition und der Unterrichtspraxis anpassen oder eventuell sich kulturwissenschaftlich umorientieren. Sonst kann er sich als Hochschullehrer nicht bewähren oder weiterkommen. So kommt es in Japan oft vor, daß junge Germanisten, die in Deutschland nach einem jahrelangen Studium promoviert haben, nachher zu ihrer bitteren Enttäuschung keine feste Stelle mehr an einer Universität bekommen.

Was die zweite Frage in dem bereits erwähnten Thema: „Zu welchem Ende lehrt man Germanistik?“ anbelangt, so wollte ich sie mit Rücksicht auf die eben geschilderte Situation unter dem dreifachen Gesichtspunkt aufgreifen: pädagogisch, fachwissenschaftlich und schließlich noch kulturpolitisch. Bei dem pädagogischen Gesichtspunkt auf Seiten derer, die die Germanistik zu lehren haben, ist m.E. das Selbstverständnis japanischer Deutschlehrer in akademisch-soziologischer Hinsicht von großer Bedeutung. Sie sind nämlich alle Hochschullehrer, auch wenn sie im deutschen Sinne nicht promoviert oder habilitiert sind, und halten es für selbstverständlich, sich mit einem germanistischen Forschungsthema zu beschäftigen. Die Japanische Gesellschaft für Germanistik hat seit Jahren etwa 2.500 Mitglieder, die zum großen Teil nicht Literaturunterricht, sondern nur Deutschunterricht zu erteilen haben, sich aber alle Germanisten nennen. Neben ihnen gibt es schätzungsweise noch mehrere hundert Deutschlehrer, die auf den Hochschulen berufsmäßig Deutschunterricht geben, deren akademisches Fach aber Philosophie, Kunstgeschichte, Soziologie oder sonst irgendeine Disziplin ist, die es nach ihrer Ausbildung mit der deutschen Sprache zu tun hat. Manchmal sind sie Mitglieder einer anderen Organisation, wie z.B. der Gesellschaft für Ästhetik, der Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts oder der Japanischen Gesellschaft für Deutsch-Studien. Für sie bedeutet Deutschunterricht lediglich eine Erwerbsmöglichkeit, ein Mittel zum Zweck, das sie oft ohne viel sachliches Interesse ausüben.

Allen gemeinsam ist ihr Bewußtsein, Forscher oder Spezialist auf einem Gebiet zu sein, so daß sie sich bemühen, neben ihrer pädagogischen Aufgabe für den Deutschunterricht irgendwie fachwissenschaftlich zu arbeiten, sei es literaturwissenschaftlich, sprachwissenschaftlich oder linguistisch ausgerichtet. Um eine akademische Laufbahn einzuschlagen, müssen sie natürlich wissenschaftliche Publikationen aufweisen, und für ihre Förderung vom Dozenten über den Assistenzprofessor zum ordentlichen Professor werden entsprechende Anforderungen gestellt. Viele befließigen sich auch der Übersetzungstätigkeit, weil sie traditionsgemäß als wissenschaftliche Leistung erachtet und dementsprechend eingeschätzt wird. Ich persönlich bin der gleichen Meinung, insofern es sich dabei um anspruchsvolle Literaturwerke oder wertvolle wissenschaftliche Schriften handelt. Die wissenschaftliche Arbeit eines ostasiatischen Auslandsgermanisten beginnt ja häufig mit der Übersetzung einzelner Werke des Dichters, mit dem er sich gerade beschäftigt. Sie entspricht einigermaßen der Editionsphilologie deutscher Germa-

nisten. Er muß ansonsten viel Sekundärliteratur lesen und wird sie dann in Form von Zitaten ständig übersetzen müssen.

Überhaupt waren die Japaner von Anbeginn ihrer Geschichte darauf angewiesen, fremde fortgeschrittene Kulturen durch eine fleißige Übersetzungstätigkeit zu rezipieren. So haben sie sich das ganze Mittelalter hindurch mit der chinesischen Klassik beschäftigt und unzählige Texte philosophischer, religiöser, literarischer, historischer, medizinischer und nicht zuletzt auch militärischer Art ins Japanische übersetzt. So haben sie in der sogenannten Kirishitan-Zeit im 16. Jahrhundert christliche Texte aus dem Portugiesischen, Spanischen und sogar aus der lateinischen Sprache ins Japanische übersetzt. In der fast 250 Jahre dauernden Zeit der Landesabschließung nach der Christenverfolgung bis zur Meiji-Restauration im Jahre 1868 hat man sich die westliche Kultur, hauptsächlich die Naturwissenschaften, einzig durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Niederländischen angeeignet, so daß man im Hinblick auf diese Übergangszeit zur Neuzeit ausdrücklich von der „Holländischen Wissenschaft“ spricht.<sup>8</sup>

Bei diesen Übersetzungen handelte es sich um nicht wenige deutsche medizinische Bücher, die ins Niederländische übersetzt worden waren. Daß dann seit der Meiji-Zeit auch auf allen Gebieten der Geistes- und Sozialwissenschaften so viele Bücher aus dem Englischen, Französischen und Deutschen ins Japanische übersetzt worden sind, ist bekannt genug. Besonders hervorzuheben ist, daß es protestantische Missionare aus Amerika waren, die am Ende des 19. Jahrhunderts durch ihre Bemühungen um eine japanische Bibelübersetzung gleichsam wie die Luther-Bibel den Japanern dazu verholfen haben, eine literaturfähige moderne japanische Sprache zu schaffen. Erst auf dieser Basis konnten zahlreiche deutsche Literaturwerke im Laufe der Jahrzehnte ins Japanische übersetzt werden. Hinsichtlich der Übersetzungen aus dem Deutschen gibt es schon umfangreiche Bibliographien nicht nur in Japan, sondern auch in Korea und China.<sup>9</sup>

Im Zusammenhang mit der überaus produktiven Übersetzungstätigkeit in Ostasien erweist sich die Wörterbucharbeit als sehr wichtig für die Auslandsgermanistik. In Japan konnte man auf Grund der niederländischen Sprachkenntnisse frühzeitig damit anfangen, von dem Niederländischen ausgehend Wörterbücher für verschiedene europäische Sprachen zusam-

---

<sup>8</sup> Näheres vgl. Naoji Kimura, *Jenseits von Weimar. Goethes Weg zum Fernen Osten*. Bern 1997, III. Teil, 1. Kapitel: Japans frühe Begegnung mit der deutschen Medizin. Vgl. ferner Wolfgang Michel, *Von Leipzig nach Japan. Der Chirurg und Handelsmann Casper Schamberger (1623-1706)*. München 1999.

<sup>9</sup> Vgl. Y Choong Sup, *Forschungen der Germanistik in Korea. Eine Bibliographie 1945-1986*. Seoul 1989; Wolfgang Bauer/Shen-chang Hwang (Hg.), *German Impact on Modern Chinese Intellectual History. A Bibliography of Chinese Publications (Deutschlands Einfluß auf die moderne chinesische Geistesgeschichte. Eine Bibliographie chinesischsprachiger Werke)*. Stuttgart 1982.

menzustellen. So hatte das Tokugawa-Shogunat während der hermetischen Abschließung des Landes einem Team jener „Holland-Kundigen“ den geheimen Auftrag gegeben, eine französische Enzyklopädie ins Japanische zu übersetzen. Es wußte also damals genau um die politische Weltlage Bescheid und wollte sich rechtzeitig gegen den europäischen Kolonialismus wehren. Dieses Lexikon in japanischer Übersetzung ist vor etwa zwanzig Jahren aus dem Geheimarchiv vollständig gedruckt worden. Sprachen lernen ist nicht einfach eine literarische oder rein linguistische Angelegenheit, sondern zugleich eine Sache von politisch-wirtschaftlicher Bedeutung. Auch bei der deutschen Rechtschreibreform müßte man eigentlich darauf Rücksicht nehmen, wie sie sich auf den Deutschunterricht im Ausland auswirken würde. Wenn alle Wörterbücher und Lehrwerke entsprechend umgearbeitet werden müßten, würden die Druckkosten dafür viel zu viel betragen, als daß man es sich leisten könnte.

Für den dritten Gesichtspunkt, unter dem die Auslandsgermanistik erörtert werden soll, kommt die deutsche Kulturpolitik in Betracht. Wie Sie alle wissen, setzen sich drei Kulturinstitutionen der Bundesrepublik Deutschland für die Förderung deutscher Sprache und Literatur im Ausland ein: Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Alexander von Humboldt-Stiftung und nicht zuletzt das Goethe-Institut. Dafür schicken sie einerseits viele deutsche Germanisten entweder als Lektoren für Deutsch oder als Gastwissenschaftler zu den Symposien nach China, Korea und Japan. Andererseits laden sie so viele japanische, koreanische und chinesische Germanisten als Stipendiaten nach Deutschland ein. Ein gutes Beispiel für eine erfolgreiche Zusammenarbeit ist das sogenannte Tateshina-Kulturseminar, das von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik (JGG) durchgeführt wird und bereits auf eine mehr als vierzigjährige Geschichte zurückblicken kann.<sup>10</sup> Seit etwa zehn Jahren wird auch ein chinesischer oder koreanischer Kollege abwechselnd dazu eingeladen. Mittlerweile hat auch die Koreanische Gesellschaft für Germanistik (KGG) ein solches Ferienseminar eingerichtet und lädt, soweit ich weiß, alle zwei Jahre einen japanischen Kollegen ein. Die Tateshina-Symposien wirken wie ein „Zauberberg“ auf japanische Germanisten und deutsche Dozenten – sie kommen mit neuen wissenschaftlichen Perspektiven von ihm zurück.

Durch so großzügige Maßnahmen und sorgfältige Deutschkurse oder Seminare ist es jenen drei Kulturinstitutionen bis jetzt wunderbar gelungen, das Interesse an deutscher Sprache und Literatur in der ganzen Welt auf-

---

<sup>10</sup> Vgl. die bisher veröffentlichten Dokumentationsbände: Literarische Problematisierung der Moderne. Deutsche Aufklärung und Romantik in der japanischen Germanistik. München 1992; Sprachproblematik und ästhetische Produktivität in der literarischen Moderne. München 1994; Literatur und Kulturhermeneutik. München 1996; Kritische Revisionen. Gender und Mythos im literarischen Diskurs. München 1998; Evokationen – Gedächtnis und Theatralität als kulturelle Praktiken. München 2000.

recht zu erhalten und vor allem die Vorliebe der akademischen Jugend für Deutschland zu gewinnen. Ein Sparkurs wäre hier fehl am Platz. Es ist mit Sicherheit darauf zurückzuführen, daß Deutschland durch eine solche Kulturpolitik trotz des Nationalsozialismus in ganz Ostasien heute noch als eine Nation der Dichter und Denker hochgeachtet wird, was leider für Japan mit seinem einstigen Nationalismus und Militarismus nicht unbedingt der Fall ist. Aber auch die Germanisten Japans und bestimmt auch von Korea und China werden schon dafür sorgen, daß die Studenten trotz der weltweiten Anglizismen gutes Deutsch nicht ganz verlernen. Darin besteht letzten Endes ihre pädagogische Hauptaufgabe.

Wenn deutsche Germanisten übrigens nach Japan kommen, sind sie merkwürdigerweise in diesem fernöstlichen Land keine Auslandsgermanisten für die japanische Germanistik, sondern verehrte Lehrer, vertraute Kollegen oder liebe Freunde, bei denen die japanischen Germanisten einmal studiert haben oder mit denen sie ein- oder andermal gemeinsam an Symposien teilgenommen haben. Es dürfte ihnen auch in Korea oder China ähnlich ergehen. Denn im Grunde genommen haben wir alle ein gleiches geistig-kulturelles Interesse. Im Laufe meiner langen Lehrtätigkeit in Tokyo habe ich gemerkt, daß sich Germanistik irgendwie freundschaftsstiftend auswirkt. Dank dieser inneren Eigenschaft der Germanistik ist Deutsch inzwischen tatsächlich eine Art *Lingua franca* unter den chinesischen, koreanischen und japanischen Germanisten geworden. Seit dem IVG-Kongreß 1990 in Tokyo unterhalten wir uns ja miteinander auf Deutsch und korrespondieren auch in dieser Sprache.

Wir werden zwar in Deutschland als Auslandsgermanisten bezeichnet. Das ist aber gewiß nicht pejorativ, sondern mit Rücksicht auf unsere Sprech- oder Schreibfähigkeit und mit Erwartung einer neuen Betrachtungsweise nachsichtsvoll gesagt. Solange wir ostasiatischen Germanisten im eigenen Lande Germanistik lehren, stellen wir eigentlich die Frage nach dem Wozu nicht, wie bei jedem Fach, das man gern studiert und zudem noch das Glück hat, die Wissenschaft als Beruf auszuüben. Was den deutschsprachigen Germanisten als selbstverständlich gilt, ist dem ostasiatischen Publikum manchmal gar nicht bekannt. Dann müssen wir Auslandsgermanisten es ihm verständlich zu machen suchen, auch wenn es fachwissenschaftlich gar nicht originell und wertvoll erscheint. Ich möchte zum Schluß deutsche Inlandsgermanisten um Verständnis dafür bitten.